

Aus Bundesrat Baviens Lebenserinnerungen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur**

Band (Jahr): **2 (1922-1923)**

Heft 3

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-154667>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus Bundesrat Baviere's Lebenserinnerungen. *)

(Schluß.)

Im Jahre 1877 begann die Gotthardbahn-Gesellschaft sich in einer sehr schwierigen Lage zu befinden. Die vorhandenen Mittel erwiesen sich als unzureichend und Prozesse mit den Bauunternehmern und namentlich mit dem Tunnelbauer Louis Fabre entstanden und ich war während längerer Zeit wieder als Experte tätig, um die Prozeßfragen technischer Natur zu begutachten. Den Tunnel mußte ich beinahe jeden Monat besuchen, meist in Begleitung des armen Fabre, der später dann im Tunnel selber seinen Tod fand. Es wurden die Verlegenheiten der Gotthardbahn bis in die Bundesversammlung hineingetragen. Der Verwaltungsrat der Gotthardbahn sowie der Bundesrat sahen ein, daß das Werk ohne weitere Subvention nicht zu Ende geführt werden könne. Man verlangte für die Vollendung des Werkes eine Nachsubvention von 28 Millionen und hiezu hatten Deutschland und Italien je 10 Millionen und die Schweiz 8 Millionen zu übernehmen. Letztere wurden so verteilt, daß der Bund $4\frac{1}{2}$ Millionen, die beteiligten Kantone 2 Millionen und die Zentral- und Nordostbahn $1\frac{1}{2}$ Millionen zu übernehmen hatten. In der Bundesversammlung herrschte eine sehr lebhafteste Diskussion; ich hielt eine längere Rede, in welcher ich die uns zugemutete Subvention bekämpfte. Als man dann den Zusammenbruch des Unternehmens als ein nationales Unglück bezeichnete und meine Genossen aus der Ostschweiz sich unter der Bedingung, daß einem östlichen und einem westlichen Alpenpaß ebenfalls $4\frac{1}{2}$ Millionen zugesichert werden, wenn der Bau eines solchen unternommen würde, zur Annahme des bundesrätlichen Antrages bereit erklärten, schloß ich mich auch der Versöhnungspolitik an und votierte mit der großen Mehrheit die neue Gotthardsubvention. Ich habe es nie bereut, diesem Kompromiß beigetreten zu sein und damit zum Frieden im Lande beigetragen zu haben.

Im Herbst 1878 wählte mein Wahlkreis mich wieder als Mitglied des Nationalrates. Es fanden dann in Bern, die alle drei Jahre wiederkehrenden Wahlen des Bundesrates statt. Von den bisherigen Mitgliedern desselben trat nun mein Freund Geer, dessen Gesundheit schwer erschüttert war, zurück. Man wählte mich im ersten Scrutinium zu seinem Nachfolger. Von vielen Seiten gingen mir Glückwünsche zu und in meinem Heimatskanton brachte mir der eben versammelte Große Rat in einem an mich gerichteten Schreiben seinen Glückwunsch dar.

Wir rüsteten uns nun zum Abzug aus dem lieben Städtchen, in welches ich nie mehr zu dauerndem Aufenthalt zurückgekehrt bin.

Im Januar 1878 trat ich mein Amt in Bern an. Es war mir das Finanzdepartement zugeteilt worden. Das bedeutendste Geschäft, welches mir in demselben oblag, war die Kontrahierung eines Anlehens von 36 Millionen.

*) Abdruck dieses Beitrages ist nicht gestattet.

Ich hielt verschiedene Konferenzen ab, zu denen ich die hervorragenden Finanzmänner der Schweiz eingeladen hatte. Es gelang dann auch der Abschluß zu sehr günstigen Bedingungen und ich darf es als mein Verdienst bezeichnen, daß eine so vorteilhafte Kombination zustande kam, deren Ausführung, nämlich die Unterzeichnung und Ausgabe der Obligationen, in das Jahr 1880 fiel und von meinem Nachfolger Hammer besorgt wurde.

Es saßen mit mir im Bundesrat: Schenk, Welti, Scherrer, Anderwerth, Hammer und Droz. Ich stand während meiner ganzen Amtsdauer mit allen auf gutem Fuß. Immerhin mit einigem Unterschied. Scherrer starb sehr bald, mit Welti, Schenk und Anderwerth stand ich in intimeren Beziehungen als mit Hammer und Droz. Auf meine Veranlassung wurde beschlossen, daß wir Bundesräte (da wir uns außer den Sitzungen fast nie sahen und die Abende in den Familien zubrachten) jede Woche abwechselnd bei dem einen und andern zu Nacht speisten. Dies wurde auch ausgeführt und wir blieben gewöhnlich bis Mitternacht beieinander in fröhlichem Vereine sitzen. Als dann Ruchonnet für den armen Anderwerth, der durch Selbstmord sein Leben beschlossen hatte, eintrat, hörten die Zusammenkünfte von selbst auf, namentlich, da zwischen Welti und Ruchonnet keine Harmonie bestand. Für den an einer Operation gestorbenen Scherrer war Hertenstein aus Zürich eingetreten, ein braver Mann, mit dem ich befreundet war. Das Finanzdepartement bot mir übrigens kein großes Interesse und ich war froh, am 1. Januar 1880 das Post- und Eisenbahndepartement übernehmen zu können, welches meiner Neigung und meinem Beruf am besten zusagte. Es war ein mit großer Arbeit belastetes Departement. Das Postwesen gab mir nicht gerade viel zu tun und ich konnte das meiste dem Oberpostdirektor, welcher jeden Morgen bei mir Vortrag hielt, überlassen. Dagegen erforderte das Eisenbahnwesen sehr große Aufmerksamkeit und Arbeit. Die schwierigsten Fragen bezogen sich auf das Tarifwesen im Innern und gegenüber dem Auslande.

Im Jahre 1881 war ich Vize-Präsident des Bundesrates und hatte mich öfters mit politischen Fragen zu beschäftigen, unter anderem hatte ich wieder mit den Tessinern zu schaffen und ich will einen Vorfall, nämlich die Wahlkreiseinteilung, welche mit Recht mir zugeschrieben, aber mit Unrecht als Gewalttätigkeit noch jetzt mir von den meisten Konservativen vorgeworfen wird, hier näher beschreiben.

Die Volkszählung im Tessin hatte über 110,000 Einwohner ergeben und es mußte daher ein sechster Nationalrat gewählt werden, wofür eine neue Kreiseinteilung notwendig wurde. Beide Parteien strengten sich nun an, eine für sie möglichst günstige Abgrenzung des Wahlkreises herbeizuführen und sandten daher Abordnungen nach Bern. Nach dem Vorschlag der Radikalen, der sehr künstlich war, wäre ihnen eine Mehrheit in Aussicht gestanden und nach dem Projekt der Ultramontanen hätten sie wie bisher sämtliche Abgeordnete (2 Ständeräte und 6 Nationalräte) aus ihrem Lager bekommen. Die Tessiner können nie Maß halten. Solange die Radikalen regierten, kam kein anderer als ihre Gefinnungsgeoffen

nach Bern und umgekehrt ließen die Ultramontanen während der Dauer ihres Regiments keinen Radikalen in die eidgenössischen Räte. Im Bundesrat war man eher geneigt, dem radikalen Vorschlag beizupflichten. Ich beantragte jedoch, den Monte Cenere als Grenze anzunehmen und den untern Teil des Kantons in einen Wahlkreis für 2 Mitglieder, und den Teil oberhalb des Monte Cenere in einen solchen für 4 Mitglieder zu gestalten. Ich begründete meinen Antrag damit, daß erstens die Einteilung eine geographisch ganz natürliche sei; zweitens, daß der untere Teil des Kantons bekanntlich in Sitten und Gebräuchen ganz verschieden von der oberen Hälfte sei; drittens, daß es möglich, ja wahrscheinlich sei, daß in dem unteren Wahlkreis 2 Radikale gewählt würden. Ich halte dies aber sogar als wünschenswert, da es nicht billig sei, daß die Vertretung eines Kantons, in welchem sich die Parteien numerisch beinahe gleich stehen, ganz einseitig nur aus einem Lager genommen werde. Auch der Bundesversammlung müsse es lieb sein, beide Blocken zu hören, um sich so ein richtiges Urteil über unsere Miteidgenossen zu bilden. Mein Vorschlag wurde vom Bundesrate angenommen. Aber der Chef des Departements des Innern, welcher ihn vertreten sollte, bat mich, dies zu übernehmen, da es mein Antrag sei und ich die Tessiner Verhältnisse kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe.

Ich bereitete mich nun, in sorgfältiger Erwägung aller Umstände, darauf vor, die Wahlkreiseinteilung beim Nationalrat zu rechtfertigen. Zu diesem Ende hielt ich eine sehr versöhnliche Rede, die mit großem Beifall aufgenommen wurde und zu der mir sogar der Chef der Ultramontanen Segesser, welcher es liebte, seine eigenen Wege zu gehen, gratulierte. Die große Mehrheit des Nationalrates trat meinem Antrag bei und die Einteilung wurde gemäß demselben beschlossen. Nun aber gerieten die ultramontanen Tessiner in eine unbeschreibliche Wut. Pedrazzini griff mich heftig an, wurde aber von mir unter Beifall der Mehrheit zurückgewiesen. Im Ständerat hielt Respini eine wütende Rede, in der er mich persönlich schmähte. Ich war dort nicht anwesend, aber Bundesrat Schenk nahm meine Partei und nach der Mitteilung eines Ständerates habe er wie ein Löwe seine Taten über mich gehalten und Respini wußte nichts zu erwidern.

Es ging nun in der Presse eine Heze los; die ultramontane Tessiner Zeitung, die ein Geistlicher namens Imperatori redigierte, brachte einen langen Artikel mit der Ueberschrift: „Die Synagoge des Satans“, in welchem der Nationalrat und ich insbesondere mit Schmähungen überschüttet wurden. Die ganze konservative Schweizerpresse blies in das gleiche Horn und während sie es zur Zeit, als die Radikalen am Ruder waren, als eine Ungeheuerlichkeit bezeichnet hatten, daß kein einziger Konservativer im Nationalrat sitze, fanden sie es nun aber für frevelhaft, daß der Nationalrat so willkürlich vorgegangen sei, weil er eine Wahlkreiseinteilung beschlossen hatte, die den Radikalen die Möglichkeit verschaffte, von 6 Mitgliedern 2 aus ihrer Partei zu erhalten.

Die Herren Respini und Pedrazzini, die mit ihrem vier Jahre vorher abgefaßten Schreiben mir unvergängliche „Dankbarkeit“ bezeugt hatten,

wurden nun meine grimmigen Feinde und brachten, während längerer Zeit, Stilübungen in ihren Zeitungen, in denen ich so schwarz als möglich gemalt wurde. Indessen bereute es Respini später und als ich Bundespräsident war, kam er zu mir und reichte mir die Hand, indem er sagte, er habe alle Hochachtung für mich.

Nach alter Uebung wurde ich in der Dezemberſitzung 1881 von der Bundesversammlung vom Vizepräsidenten zum Bundespräsidenten befördert und hatte nun für ein Jahr die höchste Würde der Eidgenossenschaft zu bekleiden.

Eine wichtige Sache war für mich die Eröffnung der Gott-har d b a h n, als Bundespräsident. Es schien mir eine Ironie des Schicksals zu sein, daß ich, als einstiger Gegner dieser Bahn, ihrer Geburt nun feierlich zu Gebatter stehen sollte. Lange schwankte ich, ob ich nicht zurückbleiben und die Eröffnung meinem Vizepräsidenten Richonnet überlassen wolle. Aber dieser weigerte sich ganz entschieden, da er, nicht wie ich, eingelenkt hatte und ein Gegner des Gotthard geblieben war. Endlich aber bestimmte mich doch die Betrachtung, daß es meine Pflicht sei, mich auf eine höhere Warte zu stellen und die ganze Eidgenossenschaft zu vertreten und daß es auch bei den subventionierenden Staaten einen sehr üblen Eindruck hervorbringen müßte, wenn der Bundespräsident sich der Feier entzog, mich der Aufgabe zu widmen, obschon ich krank und in schwerer Sorge war.

Es mußten nun alle Vorbereitungen getroffen und Einladungen erlassen werden, darunter auch eine an Fürst Bismarck, der sich aber, wegen Krankheit, in einem höflichen Schreiben an mich, entschuldigte. Dagegen kam die Spitze der deutschen und italienischen Regierung und Eisenbahnverwaltung, die meisten Mitglieder der Bundesversammlung und viele Deputierte des italienischen Parlamentes, so daß sich in Luzern etwa 700 Personen zur Feier einstellten. Es waren 113 aus Deutschland, 308 aus der Schweiz, 229 aus Italien, ferner: Zeitungskorrespondenten: 30 aus Italien, 24 aus Deutschland, 18 aus der Schweiz, 4 aus Oesterreich, 5 aus Frankreich, 4 aus England, 1 aus Amerika. Alle wurden auf Kosten der Eidgenossenschaft in Luzern untergebracht. Nicht leicht war es, für das große Bankett, welches für die Gäste vom Bundesrat veranstaltet wurde, die nötigen Räumlichkeiten zu finden. Es gelang dies indessen, durch Inanspruchnahme sämtlicher Lokalitäten im Parterre des Schweizerhofes. Im Hauptsaal, der durch Benutzung der Gewächshäuser erweitert worden war, konnte die Mehrzahl Platz nehmen, die übrigen saßen in den anstoßenden kleinen Sälen; alles war sehr schön dekoriert und die Herren Hausler, welche sich sämtliche zur Arrangierung des Festes eingefunden hatten, sagten, es sei in der Schweiz noch nie vorgekommen, daß 700 Personen in einem Hotel (nicht etwa in einer Festhütte, wo ja mehrere Tausend sitzen können) ein schön serviertes Diner einnehmen konnten. Nachdem ich viele 100 Gäste, die mir nacheinander durch die Gesandten vorgestellt wurden, begrüßt hatte und nachdem noch ärgerliche Rangstreitigkeiten zwischen Deutschen und Italienern in bezug auf Platzierung beigelegt waren, begab sich alles in das Festlokal. Zu meiner

Rechten saß der deutsche Minister von Bötticher, zur Linken der italienische Senatspräsident Tecchio und der Reihe nach folgten dann Minister, Bundesräte, Gesandte, National- und Ständeräte, italienische Deputierte, Reichstagsabgeordnete, Eisenbahndirektoren, Verwaltungsräte, zuletzt noch Zeitungskorrespondenten.

Beim Dessert erhob ich mich und hielt eine Rede, welche ich vorbereitet hatte und die ich hier anführe:

Hochgeehrte Herren!

„Es ist mir die ehrenvolle und angenehme Aufgabe zuteil geworden, Sie hier auf schweizerischem Boden zu begrüßen. Ich heiße Sie daher willkommen, Sie alle, die von den herrlichen, burgreichen Ufern des Rheinstromes, aus dem Süden und Norden des deutschen Reiches hieher eilten. Sie, die aus der lombardischen Ebene, von der stolzen Adria, aus der ewigen Stadt, aus ganz Italien herbeigezogen und Sie, die sich aus allen Gauen des schweizerischen Landes eingefunden haben, um die Eröffnung der Gotthardbahn zu feiern.

Das Werk, welches vor einem Dezennium begonnen worden ist, steht endlich vollendet da, ein Triumph der Kunst und der Wissenschaft, ein Denkmal der Arbeit und des Fleißes! Die Scheidewand, welche die Nationen trennte, ist gefallen und die erste Bresche in die helvetischen Alpen gelegt. Die Länder sind einander näher gerückt und dem Weltverkehr geöffnet.

Nachdem seit Jahrtausenden kampfgerüstete Heersäulen ihre erobernden Standarten über das Gebirge getragen, um bald hüben, bald drüben, Verderben und Zerstörung zu bereiten, werden nun täglich reichbeladene Karavanen auf dem neugeschaffenen Verkehrswege dahinziehen und statt Vernichtung Segen, statt Krieg den Frieden bringen!

Für Wissenschaft und Bildung, für Handel, Industrie und Gewerbe sollen immer weitere Kreise sich erschließen und dadurch die Beziehungen der Völker gefördert und veredelt werden.

Die Entstehung des Riesentwerkes, für welches die Kraft des Einzelnen nicht ausreichte, ist möglich geworden durch die Vereinigung der Kräfte dreier Staaten. Mit Hilfe großartiger Subsidien wurde das Unternehmen ins Werk gesetzt und als sich dann die vorhandenen Mittel gegen alles Erwarten als unzulänglich erwiesen, als der Bau zusammenzubrechen drohte und man fürchten mußte, die begonnenen Arbeiten als Ruinen der Nachwelt zu überliefern, da betätigte sich der Opfersinn von neuem und durch nochmalige bedeutende Beiträge wurde ausreichende Hilfe geschaffen. Damals hat die Schweiz — es sei mir gestattet, es hier zu erwähnen — einen erhebenden Beweis innerer Zusammengehörigkeit geleistet. Bei der eingetretenen Notlage haben nicht nur die zunächst Beteiligten, sondern auch viele derer, welche andere Alpenbahnen anstrebten und in der Erstellung der Gotthardbahn eine Schädigung ihrer Interessen zu erblicken glaubten, dennoch in feierlichem Plebiszit ihre Mithilfe dem begonnenen Werke zugewendet.

Hochverehrte Herren! Es ist mir eine Ehrenpflicht, im Namen der Schweiz, den Staaten, durch deren mächtige Unterstützung die Bahn zustande gekommen, den lebhaftesten Dank auszusprechen. Ebenso gebührt den einzelnen Männern im In- und Auslande, die mit Rat und Tat das Werk begonnen, gefördert und vollendet haben, die vollste Anerkennung.

Auch derer wollen wir gedenken, die oft vergessen werden: der Arbeiter, der kühnen Streiter, die mit gestählten Waffen, Zoll für Zoll dem Verkehr eine Gasse erkämpften! Ihrer viele sind in diesem Kampf erlegen und unter ihnen ein geliebter Führer, der seine unermüdlige Ausdauer und Tatkraft bis zum letzten Hauch dem großen Ziele weihte! Wie der Krieger, der in offener Feldschlacht dahin sinkt, so sind auch diese Arbeiter, diese Pioniere der Eroberung des Friedens, in treuer Erfüllung ihrer Pflicht, auf dem Felde der Ehre gefallen und wir bewahren ihnen ein dankbares Andenken.

Möge nun der Segen von oben auf den vereinigten Ländern ruhen!

Durch die weitgeöffnete Bresche im Alpenwalle dringt die milde Frühlingsluft, ein Vorbote des Völkerfrühlings, der bedeutet: Solidarität der Nationen, Bildung und Wohlfahrt, errungen im Wettstreit redlicher Arbeit.

Und morgen, wenn der Festzug durch den schönen Garten Europas in die alte, prächtige, lombardische Hauptstadt fährt, lassen Sie uns einen recht von Herzen kommenden Gruß mit hinüber tragen. Möge das Band, welches uns alle verbindet, sich immer fester und inniger gestalten!

Ich trinke auf das Wohl Ihrer Majestäten des deutschen Kaisers und des Königs von Italien, auf die hohe Regierung und auf die alte Freundschaft der mit uns verbundenen Völker beider Nachbarstaaten."

Den Trinkspruch wiederholte ich in italienischer Sprache und es wurde mir ein langandauernder Applaus zuteil.

Nach mir sprachen dann noch der italienische Bauminister Vaccarini, Zingg, Präsident der Gotthardbahndirektion, General von Röder, der deutsche Gesandte, Lebekow, Vizepräsident des deutschen Reichstages, der greise Tecchio, Präsident des italienischen Senats, Baré, Vizepräsident der italienischen Deputiertenkammer, und zuletzt Graf Bellinzaghi, Sindaco von Mailand.

Nach dem Bankett führte ich den alten 76jährigen Senatspräsidenten Tecchio am Arm in die schön beleuchtete Stadt und gegen Mitternacht konnte ich mich endlich zur Ruhe begeben.

Am nächsten Tage, dem 23. Mai begaben wir uns in der Frühe zum Bahnhof, woselbst drei Extrazüge von uns bestiegen wurden, die ca. 800 Personen aufnahmen. Die Fahrt ging bei herrlichem Wetter vor sich; die Bevölkerung längs der Gotthardbahn bis Flüelen war festlich gestimmt und begrüßte uns mit Hochrufen und Kanonenschüssen. Am Gotthard jedoch fanden wir große Ernüchterung. In Amsteg war eine schwarze Fahne ausgehängt und die armen Leute hatten nicht unrecht; denn der Verkehr, der täglich mit mehr als 400 Pferden stattfand und großen Verdienst brachte, hörte nun auf und der „Brotshelm“, wie sie die Lokomotive

nannten, nahm alles weg. Die Urner hatten überdies an Subvention eine Million geleistet und mußten noch dafür steuern, daß ihnen der Verdienst weggenommen wurde.

Es hat mich diese Urnermisere immer mehr in der Ueberzeugung bestärkt, daß bei Internationalen Alpenbahnen, die in den Alpen liegenden Strecken verlieren und die weiter entfernt liegenden Zentren gewinnen. So ist am Brenner und Mont Genis, am erstern von Verona bis Innsbruck, und am letztern von Champéry bis Turin kein einziger wohlhabender Ort und der Lokal- und Transitverkehr, welcher früher viel eintrug, hat ganz aufgehört. Luzern hat als Fremden-Sammelplatz zugenommen, wie auch der Vierwaldstättersee mit seinen Umgebungen. Dies wäre aber auch der Fall gewesen, wenn die Eisenbahn von Norden her in Luzern aufgehört hätte.

Nach dieser Betrachtung komme ich zur Festfahrt zurück. Auf der Südseite des Gotthard, bei den leichtlebigen Tessinern, herrschte Jubel und Enthusiasmus. Alle Stationen waren bekränzt, überall empfing uns Musik und wir in den vorderen Wagen wurden mit Blumen überschüttet. Ueberall und ganz besonders in Bellinzona und Lugano wurden wir angeredert und am ersten Orte so lang, daß ich Befehl zum Weiterfahren geben mußte, währenddem der Redner mit lauter Stimme uns den Rest seiner Peroration nachrief. In Lugano machte man einen längern Halt und es wurde in einer Festhütte das Frühstück serviert, wobei natürlich wieder Reden im Ueberfluß uns zuteil wurden. Hier lernte ich zum ersten Mal Crispi kennen, der die Schweiz als Asyl der italienischen Patrioten pries.

Endlich kamen wir am Abend in Mailand an und wurden am Bahnhof von den italienischen Ministern und der Staatsbehörde empfangen. Ich fuhr in einem Galawagen mit dem Sindaco Graf Bellinzaghi (meinem Kollegen beim Bau der Piacenza-Eisenbahn) in die Stadt, gefolgt von einer großen Menge von Equipagen. Wir wurden von einer Schwadron Kavalleristen eskortiert und mußten durch die dichtgedrängte Menge, die fortwährend Beifall klatschte und „Evviva“ rief, im Schritt — oft auch längere Zeit zum Halten genötigt, nach dem Hotel Continental fahren, wo mir ein prachtvolles Logis bereitet war, auch eine Ehrenwache von 20 Mann war dort aufgestellt. Ich bat aber die Offiziere, dieselbe zurückzuziehen, da ich ihrer nicht bedürfe, dagegen nahm ich gern einen königlichen Wagen an, welchen ich während der Dauer meines Aufenthaltes in Mailand fleißig benutzte.

Es war eine mustergültige Probe, welche die Gotthardbahn abgelegt hatte, mit drei Extrazügen hintereinander, auf der ganz neu erstellten Linie mit genauer Einhaltung der Fahrzeit, ohne den geringsten Unfall uns von der Schweiz nach Mailand und von dort wieder zurück zu befördern.

In Mailand hatte ich nun sehr große Strapazen. Raum angelangt und umgekleidet mußte ich eine Unzahl von Personen empfangen. Dann spät in der Nacht war großer Empfang im Rathhaus und ich war überaus froh, endlich in ein Bett zu kommen, in welchem ich freilich wenig schlief,

da ich morgens früh 5 Uhr schon mich erhob, um Anordnungen zu treffen und offizielle Briefe an verschiedene Personen zu schreiben. Am Mittag hatten wir eine prachtvolle Kollation beim Herzog von Aosta, im königlichen Palast, wo großer Luxus entfaltet wurde. Den Nachmittag verbrachte ich mit Besuche abstaten und Empfängen und abends war offizielles Bankett in den Giardini publici. Es verlief sehr hübsch. Der Herzog von Aosta brachte zuerst den Toast auf den schweizerischen Bundespräsidenten aus und ich toastierte dann (in längerer italienischer Rede, bei der ich — wie die Italiener nun sind — öfters wegen dem stürmischen Beifall minutenlang pausieren mußte) auf den König, auf Italien, auf seine Regierung und auf meinen Nachbarn, den illustren Prinzen. Von hier weg ging es ins Theater, wo ich, in der königlichen Loge einer Vorstellung des Wilhelm Tell beiwohnte und froh war, als ich endlich heimkehren konnte. Am 25. Mai konnten wir den Rückzug wieder antreten und damit war die Feier glücklich beendet.

Während der ganzen Dauer meiner Präsidentschaft fühlte ich mich unwohl und es kostete mich jedesmal Ueberwindung, die Sitzungen des Bundesrates zu präsidieren und mich den laufenden Geschäften zu widmen.

Als dann im November der schweizerische Gesandte Bioda, der schon viele Jahre krank gewesen war, starb, meldete ich mich für seine Stelle. Meine Kollegen suchten mich davon abzuhalten und auch verschiedene einflußreiche Mitglieder der Bundesversammlung wünschten, daß ich im Bundesrat bliebe. Alfred Escher kam extra von Zürich nach Bern, um mich zu bewegen, auszuharren. Ich erklärte aber allen, daß es mein fester Entschluß sei, auszutreten, und wenn man mich nicht nach Rom senden wolle, so werde ich mich in die Heimat zurückziehen, da meine Gesundheit mir nicht erlaube, länger die aufreibenden Geschäfte im Bundesrat zu besorgen. Auf dies hin wurde ich dann vom Bundesrate einstimmig zum Gesandten in Rom gewählt.

Meine Kollegen gaben mir noch ein schönes Bankett, mit welchem ich das Jahr meiner Präsidentschaft beschloß. Es war ein hartes Jahr gewesen. Ich schiedte mich nun an, die Schweiz zu verlassen und mich nach dem Süden zu wenden.

Siebentes Dezenium.

Im schönen Land
das Meer und Alpen säumen.

Am 10. Januar 1883 reiste ich mit meiner unzertrennlichen Lebensgefährtin an den Ort meiner Bestimmung. Je näher ich demselben kam, desto beruhigter wurde ich. Nachdem ich seit Monaten an Schlaflosigkeit gelitten, verfiel ich in der Eisenbahn von Luzern nach Mailand in tiefen Schlaf und wurde dann auch in Rom von demselben erquickt. Man sagt, daß Rom das Schlafen ganz besonders begünstige und bei mir hat sich diese Annahme in der That auch bewährt. Bei unserer Ankunft in der ewigen Stadt wurden wir von einer Abordnung von Schweizern empfangen und begaben uns sofort in das Hotel, woselbst wir dann sechs Monate lang weilten, bis wir ein eigenes Logis gefunden hatten.

Ich hatte mich in Rom großer Sympathie zu erfreuen. Der Ministerpräsident Depretis (mein alter Bekannter aus der Zeit der Piacenzabahn) kam zuerst zu mir. Als ich ihm sagte, daß ich ganz beschämt sei, von ihm besucht zu werden, da es doch an mir gewesen wäre, mich ihm vorzustellen, erwiderte er mir, daß er ganz ungewöhnlicherweise zuerst gekommen sei, um mir zu zeigen, wie erfreut die Regierung über meine Wahl sei. Auch der Minister des Aeußern, Mancini, den ich von der Gottharderöffnung her kannte, empfing mich auf das herzlichste. Mit Mancini und Depretis bin ich dann bis zu ihrem Tode in den freundschaftlichsten Beziehungen gestanden.

Zum König wurde ich mit dem beim Empfang der Gesandten üblichen Pomp durch einen Ceremonienmeister in einer Staatskarosse geführt und von ihm selber in großer Uniform im Thronsaal empfangen.

Ich hatte eine italienische Rede vorbereitet und gut memoriert. Aber als ich damit anfang, unterbrach mich der König und sagte: „Wir sind alte Freunde und können uns ohne Ceremonien besprechen.“ Er erinnerte mich daran, wie er und sein Bruder, der Prinz Amadeo, vor Jahren in Chur als junge Knaben durchpassierten und im Steinbock von einer Abordnung der Regierung empfangen worden waren. Zwar war ich gar nicht bei der Abordnung; sie bestand, wenn ich nicht irre, aus den Regierungsräten Sprecher und Casparis, aber da der König darauf bestand, daß wir uns schon lange kennen, ließ ich es gelten. Er ist mit mir immer sehr freundlich gewesen, zum Teil auch schon deswegen, weil ich der einzige von allen fremden Diplomaten war, der mit ihm in italienischer Sprache verkehrte.

Dieser König, Umberto, wird von Manchem unterschätzt und es wird ihm mitunter von solchen Mangel an Intelligenz vorgeworfen, denen er weit überlegen ist. Ich habe unzählige Male mit ihm verkehrt und es ist vorgekommen, daß er mich eine ganze Stunde bei sich behielt. Daher hatte ich wohl Gelegenheit, ihn kennen zu lernen. Er ist kein Genie, aber ein sehr verständiger, wohlunterrichteter Mann. Dabei hat er edle Charaktereigenschaften, ist mutig und aufopfernd wie wohl keiner der jetzt lebenden Monarchen. Zur Zeit der Cholera, beim Erdbeben von Casamicciola und bei den Ueberschwemmungen hat er sein Leben aufs Spiel gesetzt und sich überall in die Gefahr begeben, wo sie am größten war. Man wirft ihm vor, daß er sich oft zu sehr vergebe, indem er imstande ist, sich auf seinen Spazierfahrten lange mit Arbeitern zu unterhalten, ihnen die Hand zu geben und sie zu beschenken, aber dies ist ein Ausfluß seines guten Herzens. Er beobachtet bei Hof die Etikette nur wenig und unterhält sich bei Hofzirkeln mit wem es ihm beliebt, währenddem die Königin streng an der Rangordnung festhält und sehr würdevoll aufzutreten pflegt.

Die Geschäfte der Gesandtschaft waren mannigfache, und da die Schweiz und Italien Grenznachbarn sind und ein sehr lebhafter Verkehr zwischen beiden Ländern besteht, hatte ich fortwährend mit Handelsangelegenheiten, Schmuggel, Grenzverletzungen, Zollschikanen, Viehsperren usw. zu tun. Das unangenehmste Geschäft war der Abschluß von drei Handelsverträgen,

von denen zwei in Rom durch Delegierte und mich negociert wurden und der dritte zwar in Zürich zur Verhandlung kam. Da sich jedoch dort die Verhandlungen zerschlugen, mußte ich mich hier während drei Monaten noch damit beschäftigen, um die Hauptpunkte auf diplomatischem Wege zu vereinbaren, was dann auch gelang, so daß man in Zürich den Vertrag unterzeichnen konnte. Der Verkehr mit meinen Kollegen war stets angenehm und es trugen meine Sprachkenntnisse auch dazu bei, ihn zu erleichtern. Viel zu tun gaben unsere armen Landsleute, die scharenweise nach Rom kamen und denen ich womöglich Anstellung oder Arbeit und sonst Unterstützung zuwandte. Auch viele Schweizer, die zum Vergnügen in die ewige Stadt kamen, besuchten mich und ich habe mehreren Hunderten derselben Gastfreundschaft erweisen können.

[Ein beinahe plötzlich aufgetretenes, heftiges Gehörleiden nötigte Minister Bavier zu Beginn des Jahres 1894, beim Bundesrate um die Enthebung von seiner Mission als Gesandter einzukommen. Die Wahl des Nachfolgers bot etwelche Schwierigkeit, und so konnte Bavier erst 1895 in die Heimat zurückkehren. In welchem Geiste er so den letzten Abschnitt seines Lebens antrat, zeigen am besten die Worte, mit denen er seine Erinnerungen abgeschlossen hat:]

„Sollte mir Gott noch einige Jahre heiterer Ruhe gönnen und vielleicht auch noch meine Leiden mildern, so wäre ich glücklich und fühlte mich reichlich belohnt für gehabte Mühe und Arbeit. Es geschehe Alles, wie es sein heiliger Wille ist.“

[Eine kurze Frist nur ward ihm zuteil; am 27. Januar 1896 verschied er und wurde am 30. Januar in Chur beerdigt, von allen tief betrauert, die das Glück hatten ihm näher zu treten und seine großen Gaben des Gemütes und Geistes kennen zu lernen.]

Was der Welt zugestoßen ist.

Von
Ernst Jenny.

II.

Der heutigen Menschheit Fehlbetrag an Lebensfreude.

Eine der Auswirkungen des Weltkrieges, welche die tiefgreifendsten politischen und sozialen Folgen nach sich zieht, ist den Völkern Europas noch wenig zu Bewußtsein gekommen. Wir fühlen sie alle, einerlei, ob wir den Siegerstaaten, den besiegten Staaten oder den neutralen Ländern angehören; alle Kulturvölker leiden aufs Schwerste darunter. So schwer, daß der seelische Druck für ein ganzes Zeitalter eine neue Weltauffassung heraufbeschwören zu sollen scheint.

Die heutige Zeit, die so sehr am Materiellen hängt, ist sich allmählich darüber klar geworden, welch ungeheuren Niedergang der allgemeine Wohlstand der Völker erfahren hat. Der reine Materialist liebt dies schon